

LENA RIESS

Die Zeit der Kinder

ROMAN



ullstein

ullstein



LENA RIESS hatte bereits in jungen Jahren den Wunsch, Erzieherin zu werden, und absolvierte im Rahmen ihrer Ausbildung ein Jahrespraktikum in dem Kindergarten, den sie aus ihrer Kindheit kannte. Im Anschluss studierte sie Diplom-Pädagogik und Kulturwissenschaft und arbeitete danach in einem Kinderbuchverlag. Nach einer weiteren Station als Lektorin bei Bastei Lübbe begann sie schließlich selbst mit dem Schreiben und hat unter dem Pseudonym Rena Rosenthal mehrere Bestseller veröffentlicht. Sie ist in Norddeutschland aufgewachsen, lebt und arbeitet mittlerweile in Köln.

LENA RIESS

Die Zeit
der
Kinder

Roman

Ullstein

Besuchen Sie uns im Internet:

www.ullstein.de

Wir verpflichten uns zu Nachhaltigkeit



- Papiere aus nachhaltiger Waldwirtschaft
- und anderen kontrollierten Quellen
- ullstein.de/nachhaltigkeit



Ungekürzte Ausgabe im Ullstein Taschenbuch

1. Auflage Juli 2025

© Ullstein Buchverlage GmbH,

Friedrichstraße 126, 10117 Berlin 2024 / List Verlag

Wir behalten uns die Nutzung unserer Inhalte für Text und Data

Mining im Sinne von § 44b UrhG ausdrücklich vor.

Bei Fragen zur Produktsicherheit wenden Sie sich bitte an

produktsicherheit@ullstein.de.

Umschlaggestaltung: zero-media.net, München, nach einer

Vorlage von bürosüd° GmbH, München

Titelabbildung: © mauritius images / Old Visuals (Kinder);

www.buerosued.de (Fröbelsterne)

Gesetzt aus der Albertina powered by pepyrus

Druck und Bindearbeiten: ScandBook, Litauen

ISBN 978-3-548-07323-1

Prolog

Oberweißbach im Thüringer Wald, 1788

Friedrich strich mit den Fingern über die weichen Spitzen der Wildgräser, als er durch den Garten des Pfarrhauses lief. Aurikeln, Tausendschön, Nelken, Rosmarin. Was sollte er ihr heute mitbringen? Er pflückte jeweils eine Blüte. Das Tor zum angrenzenden Friedhof protestierte leise, und der steinerne Sonnenuhrwürfel thronte wie immer mystisch geheimnisvoll zwischen den Gräbern. Vier Reihen zählte er ab und legte die Blumen samt eines kleinen Grußes auf ihr Grab.

Und nun? Der gesamte Tag erstreckte sich vor ihm, ohne dass er mit den Dorfkindern hätte spielen dürfen. Ja, es war ihm nicht einmal gestattet, den Garten zu verlassen. Er warf einen Blick über die Schulter hin zur großen Kirche, deren Turm in den Himmel ragte. Morgen würde der Herr Vater feierlich in seinem Talar den schnurgeraden, mit Taxusstauden bepflanzten Weg hinunterschreiten und in seiner Sonntagspredigt der Unzucht und dem Aberglauben zu Leibe rücken. In dieser Hinsicht war er sehr streng.

Schon zu Beginn seiner Amtszeit hatte er die alten Volksbräuche abgeschafft. Julfest und Oktoberfeuer entsprachen nicht den sittlichen Forderungen der neuen Zeit. Heute

würde er den gesamten Tag seine Predigt vorbereiten, die er stets voller Inbrunst vortrug. Oft dauerte sie so lange, dass das Mittagessen in den Töpfen verkochte. »Kloßverderber« nannten die Dorfbewohner seinen Vater hinter vorgehaltener Hand und trieben ihn damit jedes Mal erneut zur Weißglut.

Friedrich beschloss, sich über das Gebot des Vaters hinwegzusetzen. Er lief bis zum Ende des Gartens und von dort weiter in den Wald. Tief sog er die frische Luft in sich ein. Kiefernadeln mit einem Hauch von Moos. Das Vogelgezwitscher und das Knacken der Äste unter seinen Schuhen vertrieben langsam die zeternde Stimme aus seinem Kopf. Er solle ihr aus den Augen gehen, hatte sie gesagt.

Anfangs war es schön gewesen, sie im Haus zu haben. Von den anderen hatte sich kaum je einer für ihn interessiert; der Vater war mit den Schäfchen seiner Gemeinde beschäftigt, und bis auf Traugott standen alle Geschwister längst in Lohn und Brot. Niemand hatte etwas übrig für einen Knirps wie ihn.

Aber sie, sie hatte mit ihm geredet. Wenn sie lächelte, waren ihre Augen warm geworden und gesäumt von unzähligen Fältchen. Und wenn sie ihm seinen Teller hinstellte, hatte sie ihm danach über sein braunes Haar gestrichen.

So musste es sein, eine Mutter zu haben. Ein wolkenweiches Gefühl im Bauch. Aber seit einiger Zeit war es anders. Friedrich blieb stehen, beugte sich über die Schwertlilien, die ihm entgegenstrahlten. Der weiße Dom in der Mitte wurde von einem zartlila Band gekrönt, und die Hängeblätter waren in einem tiefen Violetton. Vorsichtig stieg er darüber hinweg, um seinen Weg zum See fortzusetzen. Oder sollte er

lieber auf den Bärenfelsen klettern? Aber er hatte, nachdem der Frost in die Ritzen geflossen war und den Stein gesprengt hatte, bereits jeden Winkel nach neuen Schätzen für seine Sammlung abgesucht. Einhundertsiebenundzwanzig Steine hatte er jetzt beisammen. Jeder von ihnen ein von der Natur geformtes Wunderwerk. Einige rau und ursprünglich, andere samtweich. Jedem gebührte ein Ehrenplatz auf der schmalen Borte in seinem Zimmer, das einst seinen großen Brüdern, Christian und Christoph, gehört hatte und das er nun ganz alleine bewohnte.

Friedrich kam oft in den Wald, er kannte so gut wie jeden Winkel. Heute entschied er sich für den See, wo er eine Angelschnur unter einem Dornenbusch versteckt hielt. Wenn er eine Forelle mit nach Hause brachte, war sie ihm vielleicht wieder wohlgesinnt.

Wenn er nur wüsste, was er falsch gemacht hatte! Er würde alles versuchen, um es wiedergutzumachen. Aber sie sprach kaum noch mit ihm. Oder war er es einfach nicht wert, gemocht zu werden? Musste man dazu niedliche Zöpfe wie Nachbars Tineke haben? War er wirklich solch ein Teufelsbraten, wie alle sagten? Neulich hatte er auf seinen Ausflügen in den Wald nicht gut genug auf seine Knickerbocker achtgegeben, sodass sie Flecken bekommen hatten. Zürnte sie ihm noch deswegen? Oder war das Herz einer Mutter nur groß genug für ein Kind?

Er sprang über den Bach, der leise gurgelte, und seine Finger glitten wie von selbst in die borkige Rinde der Eiche, um am anderen Ufer Halt zu finden. Wenn sie auch nicht mehr wollte, dass er in den Wald ging, würde er es lassen – ob-

gleich er manchmal dachte, dass er ohne den Wald gar nichts mehr hätte.

Ein ungewohntes Geräusch ließ Friedrich innehalten. Das Rascheln der Blätter wies ihm den Weg, und da stand er, ein wahrer Kapitalhirsch. Friedrich hielt die Luft an, während der Hirsch unwirsch den Kopf schüttelte, als wolle er etwas loswerden. Friedrichs Großvater, der Förster, hatte ihm davon erzählt, dass die Rothirsche einmal im Jahr ihr Geweih abwarf. Er wusste nicht mehr, warum, aber es war faszierend. Hinter einer Tanne verborgen, beobachtete er den merkwürdigen Tanz des Hirsches. Schütteln, an Bäumen und Sträuchern reiben, immer wieder. Bis die Geweihstange schließlich zu Boden fiel.

Auch danach verweilte er noch eine ganze Zeit lang in sein Versteck gekauert, bis der Hirsch mit nur mehr halbem Geweih, aber nicht weniger anmutig, davongeschritten war. Andächtig ging Friedrich auf die Stelle zu, wo es dem Hirsch geglückt war, und beugte sich darüber. Die Geweihstange wirkte in ihren gedeckten Tönen wie ein verzweigter Ast und wäre leicht zu übersehen gewesen. Mit den Fingern fuhr der Junge darüber, fast erstaunt, dass sie noch etwas warm war. In der Mitte fühlte er kleine Erhebungen, an den heller werdenden Spitzen wurde es glatt. Sophie würde Augen machen! Er konnte es kaum abwarten, ihr diesen besonderen Fund zu zeigen.

Feierlich hob er die Geweihstange hoch, der Moment erschien ihm so heilig wie die Momente bei seinem Vater in der Kirche, wenn das Orgelspiel einsetzte. Mit gemäßigten, aber großen Schritten ging er auf direktem Weg nach Hause und

stellte sich vor, wie sie auf der Stelle ihren Platz an der Wiege verlassen würde. Er legte sich Worte zurecht, wie er ihr das Fegen des Hirsches so gut wie möglich beschreiben könnte. Gewiss würde sie die Spitzenhandschuhe ausziehen, um das Geweih zu betasten.

»Sophie«, rief er, noch bevor er das Haus betreten hatte. Dann stürmte er doch etwas die Stufen zur Haustür hinauf, gab aber auf das Geweih acht. »Sophie, du glaubst nicht, was ich gefunden habe!«

Wie immer antwortete sie nicht. Die Küche lag verwaist da, also suchte er sie in der Wohnstube. Dort saß sie. In ihrem weißen Teekleid direkt neben Karlchens Wiege und stickte. »Sophie«, sagte er, und Stolz quoll aus seiner Stimme. Jetzt würde sie ihn gewiss wieder liebhaben. »Schau mal, was ich hier habe.« Er ächzte, als er die Geweihstange höher hob.

Endlich sah sie von der Stickarbeit auf. Ihre Nase zog sich nach oben. »Pfui, was ist denn das?«

Noch ehe Friedrich antworten konnte, hatte seine Stiefmutter die Stickarbeit beiseitegelegt und war zwei Schritte auf ihn zugekommen. Voller Abscheu betrachtete sie das Geweih. »Ist das etwa Blut? Bist du von allen guten Geistern verlassen? Schaff das sofort hier raus, du Teufelsbraten!«

Karl begann lauthals zu plärren, ihr Blick wurde noch zorniger, also duckte Friedrich sich und beeilte sich, ihrer Aufforderung nachzukommen. Die Geweihstange legte er hinter dem Haus ab. Ob wenigstens Traugott sie sich ansehen würde?

Schuldbewusst trottete er zurück ins Haus. Er wusste

nicht, wofür, aber er wusste, dass er um Verzeihung bitten musste.

»Es tut mir leid«, stammelte er in der Wohnstube, wo Sophie das wieder eingeschlafene Karlchen gerade zurück in die Wiege legte. Sie nickte knapp. Ob er ihr zumindest sein Abenteuer aus dem Wald erzählen sollte? Waren Abenteuergeschichten nicht für alle aufregend? Sophie hatte gerade den Stickrahmen wieder aufgenommen, da freute sie sich doch sicher über etwas Unterhaltung.

»Weißt du«, setzte er vorsichtig an, doch an der Art, wie sie enerviert den Rahmen in den Schoß sinken ließ, merkte er, dass er wieder einen Fehler gemacht hatte.

»Ich habe mir etwas überlegt, Friedrich«, sagte sie dann und sah ihm in die Augen.

»Ja?«, fragte er hoffnungsvoll. So direkt hatte sie lange nicht mit ihm gesprochen. Was mochte sie sich Schönes für ihn überlegt haben? Vielleicht einen Ausflug? Oder würden sie zusammen Häuser aus Bauklötzen bauen? Das hatten sie im vergangenen Jahr einmal gemacht, und es gehörte zu seinen schönsten Erinnerungen. Vielleicht wollte sie ihm auch zeigen, wie man stickte? Vielleicht war das gar nicht so langweilig. Immerhin durfte er dann an ihrer Seite sitzen. »Was denn?«

»Ich wünsche nicht mehr, dass er mich duzt.«

Sie musste ihm angesehen haben, dass er nicht verstand, worauf sie hinauswollte.

»Fortan sagt er wieder Frau Fröbel und redet mich mit Sie an.«

Er? Vorsichtig blickte er über die Schulter. Es war niemand sonst im Raum.

Sein Hals fühlte sich auf einmal ganz heiß an. Sprach sie von ihm? Sollte er die neue Frau seines Vaters siezen wie eine Fremde? Gehörte er denn nicht mehr zur Familie, seit Karlchen da war? Würde der seine Mutter auch siezen müssen?

An ihren hochgezogenen Augenbrauen erkannte er, dass sie auf etwas wartete. »In Ordnung.« Die Brauen waren immer noch weit über den Augen. »Frau ... Fröbel«, setzte er hinzu, wandte sich um und schloss leise die Tür hinter sich.

Kapitel I

Jacobsdorf bei Frankfurt an der Oder, 1842

Luise lächelte, als das Juchzen ihrer Neffen vom Apfelbaum zu ihr herüberdrang. Viel zu lang war es still geblieben in den vergangenen Monaten. Aber heute, an diesem ersten richtig warmen Tag des Jahres, roch man den bevorstehenden Sommer, und sein Duft schien nicht nur ihre eigene Stimmung zu heben. Bereits am Frühstückstisch hatten Conrad und Otto überlegt, wann sie wieder an die Badestelle am Fluss gehen konnten. Im vergangenen Jahr hatten sie dort ein langes Seil an einen Baum gebunden, mit dem sie sich tollkühn ins Wasser schwangen. Das war vor dem dunklen Tag gewesen. Luise nahm eine der drei Wäscheklammern aus dem Mund und heftete sie über das makellose Laken, das sie gerade auf die Leine gehängt hatte. Vermutlich würde es bereits am Abend trocken sein. Es war immer eine Erleichterung, wenn die große Wäsche geschafft war. Vielleicht konnte sie heute Abend noch einige Seiten in Lavaters *Worte des Herzens* lesen, das die Frau des Pfarrers ihr mitgebracht hatte. Viel Zeit blieb ihr nicht mehr für ihre liebste Beschäftigung, seit im vergangenen Jahr ihre Schwester überraschend der Schwindsucht

erlegen und sie zu ihrem Schwager gezogen war, um ihm den Haushalt zu führen.

Für den Moment aber ließ sie die restlichen Laken im Weidenkorb zurück und schlich sich auf leisen Sohlen hinter den knospenden Fliederbusch. Als die Knaben daran vorbeigingen, schüttelte sie ihn und sprang, als die beiden stehen blieben, mit einem lauten »Buh!« dahinter hervor. Die Jungen kreischten vor Vergnügen und stoben davon. Luise lief hinterher, bis keiner von ihnen vor Lachen mehr Luft bekam. Viermal musste sie das Spiel wiederholen, bis die Jungen sie zur Wäsche zurückkehren ließen.

Conrad und Otto waren so verschieden wie Rosen und Sukkulanten. Wenn sie von der Schule kamen, sprudelten die Worte aus Otto nur so heraus. Oft brauchte es einige Mühe, um aus den zahlreichen Szenen, die er skizzierte, einen Tag zusammenzusetzen, da er vor Mitteilungsdrang von einem Thema zum nächsten hüpfte. Ganz anders Conrad. Sieben Jahre mit den weisen Augen eines Achtzigjährigen; als habe er bereits alles gesehen. Ohne Nachfrage hatte er zu Beginn rein gar nichts erzählt, und es hatte einige Wochen gedauert, bis Luise erkannte, dass es besser war, keine Fragen zu stellen, die sich mit nur einem Wort beantworten ließen.

Es machte sie stolz, dass er mittlerweile schon so viel Vertrauen zu ihr gefasst hatte, dass er unbefangen mit ihr sprach. Jetzt rannte er zu ihr hinüber, in sein Gesicht war kindliche Unbefangenheit zurückgekehrt, die Ernsthaftigkeit war verschwunden.

»Soll ich dir mal zeigen, wie man Schweinebammel macht?« Er strahlte sie fröhlich an.

Rasch befestigte Luise die letzte Klammer über dem Laken. »Schweinebammel? Was ist denn das?« Er war immer so glücklich, wenn er ihr etwas erklären konnte. Glücksend rannte er zum Apfelbaum, drehte sich dabei aber immer wieder um, um sich zu vergewissern, dass sie ihm auch wirklich folgte. Dann erkomm er ihn mit wohlgeübten Griffen, während Otto ihr von der anderen Seite des Baumes zeigte, wie er hinuntersprang. »Großartig, ich war als Kind nicht so mutig wie du!« Nun hatte Conrad seinen Ast erreicht.

»Guck, Tante Luise, das ist Schweinebammel!« Vorsichtig ließ er sich nach hinten gleiten, bis die Kniekehlen sich um den Ast legten und er wie der Räucherspeck am Fleischhaken kopfüber am Ast hing. Luise klatschte ihm begeistert zu. Gotthilf hatte ihr aufgetragen, mit Lob sparsam umzugehen, aber sie freute sich immer so, wenn die Kinder mit Sonne in der Stimme sprachen.

»Und jetzt springe ich auch vom Baum«, kündigte Conrad an, zog sich wieder hoch und kletterte zu der Stelle, von der auch sein Bruder gesprungen war. Er zählte ab, und bei drei segelte er mutig durch die Luft – begleitet von einem Geräusch, das sie alle zusammenzucken ließ. Dem Reißen von Stoff.

Unten angekommen, begutachtete er beklemmt das klappende Loch in seiner Hose. »Oh nein.« Seine Stimme war tonlos, und er blinzelte heftig. Luise wollte ihn in den Arm nehmen, doch er wehrte sich.

»Jungen weinen nicht«, erinnerte Otto auch sogleich.

»Ich werde das nähen.«

Conrad nickte. Seine Augen waren wieder die eines Grei-

ses. Luise hätte gern hinzugesetzt, dass er sich keine Sorgen machen solle, doch ihr Schwager war ein Mann traditioneller Werte, und obwohl sie eine geübte Näherin war, würde die Naht sichtbar bleiben. Besser sie beichteten, was geschehen war, alles andere würde seine Wut nur zusätzlich schüren. Was mochte Conrad erwarten? Fünf Hiebe oder gar sechs? Körperliche Züchtigung war Luise zuwider, doch sie wusste, dass es keine Ausnahme geben würde. Prügel gehörten zur Erziehung wie das Erlernen der Tischmanieren. Erst letzte Woche hatte sie gesehen, wie die kleine Elsa von nebenan ihrer Puppe den Hintern versohlt hatte, und die war erst fünf. »Das Büblein hat getropft – Vater hat geklopft«, hieß es schon in den Versen über *Das Büblein auf dem Eis*.

»Ich werde mit ihm reden«, versprach sie Conrad. Vielleicht konnte sie Gotthilf dazu bewegen, dass er Milde walten ließ.

Als am Abend die Haustür ins Schloss fiel, erstarre Conrad dennoch. Luise drückte seine Hand und nickte ihm aufmunternd zu, doch er sah immer wieder furchtsam zur Tür, jegliche Lebensfreude hatte sein Gesicht verlassen.

»Hmmm, Lammbraten? Das riecht köstlich«, rief Gotthilf aus dem Korridor zu ihnen herüber. Keiner antwortete. Überrascht sah er von einem zum anderen, als er in die Küche trat. Sein Lächeln erstarb. Spürte er die Anspannung in der Luft?

Luise erhob sich mit der fein säuberlich genähten Hose in der Hand. »Heute ist ein kleines Missgeschick geschehen. Nicht weiter schlimm. Wenn man nicht so genau hinsieht, fällt die Naht kaum ins Auge.«

Wortlos betrachtete ihr Schwager das Flickwerk, bevor er sich an Conrad wandte. »Du weißt, was es bedeutet, wenn du nachlässig mit deinen Sachen bist?«

Conrad nickte mit gesenktem Kopf und bat um Verzeihung.

»Hol den Riemen.« Der Riemen hing als Mahnmal oben zwischen den Schlafräumen. Er stammte noch aus der Ledermanufaktur ihres Vaters, mittlerweile war die Oberfläche zerkratzt, und die Unterseite franste an den Kanten aus.

Luise wollte protestieren, besann sich aber eines Beseren. Gotthilf würde es nicht gutheißen, wenn sie ihm vor den Kindern widersprach. Stattdessen bat sie die Jungen, auf ihr Zimmer zu gehen. Überrascht sah ihr Schwager sie an. Eigenmächtige Handlungen sahen ihr nicht ähnlich, fügte sie sich sonst doch stets und ordnete sich unter. Aber diesmal konnte sie nicht anders.

»Muss es wirklich sein, Conrad? Die Kinder ... Sie haben so viel durchgemacht. Und es war keine Absicht. Wir sind doch früher auch auf Bäume geklettert. Du warst sogar einmal ein richtiger Wildfang, hat Johanna erzählt.« Gotthilf war im gleichen Dorf im Harz aufgewachsen wie sie selbst. Sie war zu jung gewesen, um sich an die Streiche ihres Schwagers zu erinnern, aber sie hatte gerne den Geschichten ihrer ältesten Schwester gelauscht.

»Und für jede Nachlässigkeit habe ich büßen müssen.«

»Aber war es dir nicht zuwider?« Sie selbst spürte noch die Verachtung, die mit jedem Hieb gewachsen war, denn es war weniger demütigend, von jemandem geschlagen zu werden, den man verachtete, als von jemandem, den man liebte.

Die Erwachsenen mochten sich den Gehorsam erzwingen, doch sie bezahlten einen hohen Preis dafür.

»Natürlich. Aber Böses muss mit Bösem vergolten werden. Das weißt du doch! Glaubst du etwa, ich tue das gerne? Es tut mir in der Seele weh, ihn züchtigen zu müssen. Aber es geht nicht anders. Im Gegenteil. Weil ich ihn liebe, muss ich den Riemen nehmen. Er darf nicht auf den falschen Weg kommen, nicht jetzt, wo sein Geist noch formbar ist.«

»Aber ...« Was sollte sie erwidern? Welche Worte sollte sie finden, um ihn umzustimmen? Johanna, ihre älteste Schwester, hatte sich, als Luise noch klein war, mit dem Konrektor Renner verheiratet, der aus erster Ehe eine Tochter in Luises Alter hatte. Er hatte die beiden unterrichtet. Als Stadtgelehrter hatte er sich jedoch kaum in die zwei Mädchen hineinversetzen können, und so war das meiste Wissen für Luise ohne Sinn und Zusammenhang geblieben. Manchmal wünschte sie sich, wie ihr Bruder Louis, der ausgewandert war, zu jeder Gelegenheit aus einer passenden Publikation zitieren zu können. Oder wie der Pfarrer eine Bibelstelle heranzuziehen, die jede weitere Diskussion hinfällig machte. Was entgegnete man einem Regierungsrat, der ein Meister der Redekunst war? Der schwierige Zusammenhänge klar und einfach zusammenfassen konnte und dessen Sprache so flüssig war, dass sie immer ganz genau zu der Art von Menschen passte, mit der er gerade sprach? Ihr war nicht entgangen, dass er in ihrer Gegenwart stets besonders einfache Worte wählte.

»Es fühlt sich einfach falsch an.« Sie klang kraftlos. Hatte den Kampf aufgegeben, noch bevor sie ihn begonnen hatte.

»Luise«, sagte er laut, doch im Raum schwang ein anderes Wort: *Dummerchen*. Er setzte sich zu ihr an den Tisch. Seufzte. »Du bist ein einfühlsamer Mensch mit einer herzensguten Seele, es ist verständlich, dass du meinst, die Kinder beschützen zu müssen. Aber verstehst du denn nicht, dass du zu solch einer edlen Natur herangewachsen bist, eben weil dein Vater mit dem Lederriemen nicht zimperlich war?«

Luise zog die Strickjacke um sich. Der Hauch von Sommer, der sie heute Mittag umgeben hatte, war nur noch eine blasser Erinnerung. War es wirklich so? Verdankte sie ihr Wesen der Züchtigung? Oder war sie trotz der Schläge gutmütig geblieben? Rottete man mit dem Austreiben der Sünde nicht gleichzeitig die Lebendigkeit und Leidenschaft aus? Sie traute sich nicht, Gotthilf zu widersprechen, schließlich war ihr Schwager viel klüger als sie, doch ihr Herz konnte ihm nicht glauben.

Der Stuhl schabte über den Boden, als Gotthilf aufstand. Er ging zur Anrichte, griff nach der Flasche Harzer Immergrün, dem Kräuterlikör aus fünfzig verschiedenen Kräutern, den sie ihm aus der Heimat mitgebracht hatte, und schenkte sich ein großzügiges Glas ein. Wenn sie gewusst hätte, wozu er sich damit Mut antrinken würde, hätte sie den Schnaps zu Hause gelassen. Nachdem er das Glas geleert hatte, verließ er schnurstracks das Zimmer.

Schon das Geräusch der sich schließenden Tür war kaum zu ertragen.

Luise wusste nicht, wohin mit ihrer tosenden Wut, sprang auf und pfefferte das Geschirrtuch gegen die Wand. Das Knarzen der Treppenstufen ließ die feinen Härchen in

ihrem Nacken sich aufstellen. Schwer atmend klammerte sie sich an den Tisch, den Kopf zurückgelegt, und kämpfte die Übelkeit zurück. Stille. Zwei Atemzüge lang. Das war der Moment, wo er noch einen Augenblick innehielt. Schließlich die Türklinke. Die nächsten Geräusche wollte sie nicht hören. Sie schloss die Augen, aber nicht ihre Ohren.

Kapitel 2

Hamburg, Gängeviertel, 1833

»Marieke, wach auf!« Die Hand der Mutter ruckelte an ihrer Schulter. Marieke zwang die Lider auseinander und blinzelte krümelig ins Halbdunkel. Ihre Arme und Beine fühlten sich noch schwer an, aber sie wusste, dass sie nicht liegen bleiben durfte. Die Mutter hatte es ihr erklärt. Tagsüber schlief nun Hans unter Omas Flickendecke, nachdem er die ganze Nacht bei den Schiffen gearbeitet hat. Hans hatte ekelige Zähne, und sein Hemd stank nach Rauch und Schmieröl, doch sie brauchten dringend sein Geld.

Matje, das neue Schwesternchen, weinte auf dem Arm der Mutter, obwohl diese ihm sachte den Rücken streichelte. »Weckst du Fiete?« Ihre Mutter verschwand wieder in die Küche, wo das Weinen lauter wurde.

Anfangs rief Marieke ihn vorsichtig, aber Fiete konnte fast nichts hören. Also rüttelte sie an seinem Arm und zog ihm, als das nicht half, die Decke weg. Er jammerte und versuchte, die Decke wieder über sich zu ziehen, doch dann würde Mama schimpfen. Marieke tastete nach Fletes Hand und zog ihn mit sich in die Küche. Die Mutter saß vor der Wäscheleine auf dem wackelnden Stuhl am Tisch, über der

Lehne hingen Hemden von Papa und Hans, die sie gestern Abend geflickt hatte. Vor der Ofenluke lag noch eine Handvoll Holzscheite im Dreck, aber es waren nur die zum Anfachen des Feuers. Die Kohlen waren bereits in der vergangenen Woche ausgegangen. Ihre Mutter klopfte sich immer wieder auf die Brust, die wie ein Aal aus ihrer zerschlissenen Bluse hing. »Na komm schon!«, murmelte sie flehentlich und hob Matje auf die Höhe der Brustwarze. Der kleine Mund fand sie sofort, saugte gierig, spuckte sie dann aber wieder aus. »Verfluchter Himmel!« Unwirsch stand die Mutter auf, drückte Matje an ihre Schulter und tänzelte mit ihr durch den Raum, der nun von ihrem beruhigenden »Schsch« erfüllt wurde.

Marieke verstand das nicht. Warum trank ihre Schwester nicht? Hatte sie denn keinen Hunger?

Ihre Augen wanderten von allein zu der Fläche neben der Waschschüssel. Kein Brot. Nicht mal der Knust.

Rasch blickte sie woandershin, aber ihre Mutter hatte es schon bemerkt, und die Augen in den dunklen Höhlen wurden noch trauriger. Mit leiser Stimme sagte sie: »Es tut mir leid. Heute Abend! Da gibt es etwas, ich werde uns eine schöne Suppe kochen. Klingt das gut?«

Marieke lächelte und nickte, und als Fiete das sah, machte er es nach. Sie erinnerte die Mutter nicht an die fehlenden Kohlen, denn sehr viel mehr als Wasser würde ohnehin nicht im Topf sein. Die Mutter trieb zur Eile. Bald würde Hans von der Nachschicht kommen, und er brauchte Ruhe. Schlafsa-chen aus, Kleider an. Marieke half Fiete, Papas altes Hemd über den Kopf zu ziehen, und krempelte ihm die Ärmel

hoch, bevor sie ohne Hilfe ihre zerschlissene Strickjacke überstreifte; sie war ja schon groß. Eigentlich hatte sie auch eine große Schwester, aber Stine hatte letztes Jahr fürchterlichen Husten bekommen, der ihren ganzen Körper durchgeschüttelt hatte. Und dann hatte sie eines Morgens still neben ihr gelegen. Still, aber eiskalt.

»Nun gut. Denk dran, wenn ihr den Michel fünfmal habt läuten hören! Vorher kann ich euch hier nicht gebrauchen, Hans macht mir sonst die Hölle heiß.« Sie hob den Finger. »Und keine Fisimatenten!«, kam Marieke ihr zuvor. Ein Lächeln zuckte um die Mundwinkel ihrer Mutter, doch dann wurde Matjes Weinen lauter, und sie wandte sich ab.

Sobald sie die Twiete betraten, roch es nach Urin und irgendetwas anderem Ekeligen. Am Himmel stand der Rauch der Fabrikschlote. Marieke spürte Fletes Hand in ihrer. Es würde dauern, bis er sich im Gewirr der Straßen genauso gut auskannte wie sie. Sie drückte seine Hand; wie immer war sie etwas klebrig.

Weder Robbe noch Sanne oder Plinker-Willi, der immer mit den Augen plinkerte, seit er das rechte verloren hatte, waren zwischen den Wäscheleinen zu entdecken, also konnten sie unbesorgt losziehen. Der kalte Wind kroch Marieke durch die Strickjacke, und sie und Fietje rannten ein Stück. Hinter der nächsten Ecke stießen sie fast mit dem Wasserträger zusammen. Die schweren Eimer gerieten arg ins Wanken, und ein Teil der kostbaren Flüssigkeit versickerte in den Ritzen des unebenen Kopfsteinpflasters. »Schert euch weg, Lumpenpack. Wollt wohl den Mors voll haben!?«

Marieke riss Fiete in die Seitengasse, und sie rannten wei-

ter, erst vor dem Markt wurden sie wieder langsamer. Hier durften sie nicht auffallen. Sie hielten sich dicht hinter einem Stand mit Hühnern und beobachteten eine Magd mit einem großen Weidenkorb. Sie lud den Korb so voll mit Gemüse und Fleisch, dass Mariekes Bauch anfing zu brodeln. Mit einer Handbewegung bedeutete sie Fiete, dass er warten solle. Als die Magd dem Händler die Münzen reichte, spazierte sie scheinbar gemächlich am Stand entlang. Im nächsten Moment lag ein wurmstichiger Apfel in ihrer schweißnassen Hand.

»Pfoten weg, du Drecksgöre!« Der Mann mit dem grauen Schnauzer stürzte in ihre Richtung, doch sie gab die Beute nicht frei und raste über das Kopfsteinpflaster. Im nächsten Moment war Fiete an ihrer Seite. Steine bohrten sich durch die Löcher in den Sohlen ihrer Schuhe, aber sie machten erst an den Landungsbrücken halt.

Dort kletterten sie auf ihre Mauer, von der sie den gesamten Hafen überblicken konnten. Hinter der Elbe ging die Sonne auf, und ein einfahrendes Schiff ließ das Nebelhorn zum Gruß ertönen. Marieke bohrte einen Daumennagel in die Mitte des Apfels, gleich neben den Stängel, da ging es am besten. Im nächsten Moment brach der Apfel in zwei Hälften. Sie reichte Fiete seine. Er hätte Pausbacken haben sollen, die nun breiter wurden, stattdessen strahlte er sie aus seinem viel zu kantigen Gesicht glücklich an.

Mit baumelnden Beinen bissen sie winzige Happen von ihrem Frühstück ab, während sie beobachteten, wie in der Ferne viele kleine Ameisenmenschen vom Schiff stiegen.

Kapitel 3

Jacobsdorf bei Frankfurt an der Oder, Juni 1845

»Schneller, Conrad, schneller!« Lachend feuerte Luise ihren Neffen an, der mit hoch erhobenen Händen am Flussufer entlangeilte, damit der Drachen, an dem sie in den vergangenen Tagen so eifrig gearbeitet hatten, sich endlich in die Lüfte hinaufschwang. Bisher hing er allerdings noch immer schlaff an der Schnur herunter. Luise wollte gerade ihre Fertigkeiten anzweifeln, als eine Böe den Stoff erfasste, den sie um die gekreuzten Stöcker gebunden hatten.

»Sieh nur, Tante Luise, er fliegt, er fliegt!« Conrads Stimme leuchtete vor Glück, und Luise lief ihm und dem Drachen jubilierend hinterher. Obgleich sie Seitenstechen bekam, brachte sie es nicht übers Herz, die ansteckende Fröhlichkeit zu unterbrechen.

Erst als in der Ferne die Kirchturmglöckche viermal läutete, gab es kein Vertun mehr. Otto wäre bald aus der Schule zurück, und Gotthilf duldet keine Zuspätkommen. Disziplin, Fleiß, Gehorsam, Tapferkeit, Ausdauer und eben Pünktlichkeit. Die preußischen Tugenden. Unumgänglich für nützliche und produktive Mitglieder der Nation. Alles, was diesen Tugenden widersprach, wurde bestraft. Mal durch Zurech-

weisungen oder In-der-Ecke-Stehen, ab und an kam aber auch der Lederriemen zum Einsatz – und hinterließ Spuren. Nicht auf der Haut – diese Verletzungen heilten –, aber er hatte Conrad die Kindlichkeit ausgetrieben. Deswegen war es so besonders schön, dass er heute wieder Kind war, auch wenn er bald in die Schule kommen würde.

»Conrad«, rief Luise ihm japsend hinterher, »wir müssen leider gehen.«

Er blieb so abrupt stehen, dass der Drachen im Sinkflug hinunterkam und gegen ihn prallte. Er zögerte, und Luise spürte sein Ringen. Fast wünschte sie sich, er würde protestieren, doch der Gehorsam hatte tiefe Wurzeln geschlagen. Er bettelte nicht um weitere fünf Minuten, wie sein Bruder es getan hätte. Otto gelang es irgendwie, dass die Schläge seinen Kern nie erreichten. Doch Conrad sah nur traurig zu ihr hoch und wickelte dann brav die Schnur um die Spule.

Die Angst saß zu fest.

Im Vestibül der Villa mussten sie sich verabschieden. Das schlichte Haus, in dem sie bisher gelebt hatten, war nach Gotthilfs letzter Beförderung nicht mehr standesgemäß gewesen. Anstatt auf Bäume zu klettern und in Flüsse zu springen, spazierten die Jungen daher nun über akkurate Kieswege zwischen Rosenbeeten umher. Der Pavillon in der Mitte hätte ein gutes Klettergerüst abgegeben, doch ihn zu erklimmen war natürlich strengstens untersagt. Sie speisten nun auch nicht mehr alle zusammen, sondern die Jungen aßen mit der Köchin in einer gesonderten Stube. So mache man es in bessergestellten Familien, hatte Gotthilf erklärt. *Selbst,*

wenn man seine Kinder ohnehin den ganzen Tag nicht gesehen hat,
hatte Luise in Gedanken ergänzt.

Und war doch still geblieben.

Auch ihr Gehorsam war tief verwurzelt.

Sie sorgte dafür, dass Conrad und Otto manierlich aussahen, bevor sie selbst das Esszimmer ansteuerte, wo Johanna, ihre Schwester, bereits am Tisch Platz genommen hatte. Vor einem Jahr war sie ebenfalls zu Gotthilf gezogen, nachdem ihr Ehemann verstorben war. Und mittlerweile hatten sie und der Hausherr sich nicht nur kennen-, sondern auch lieben gelernt, was selbstverständlich in einer Eheschließung gemündet war. Wenig später wallte Gotthilf in den Raum. Nicht nur sein Vermögen hatte an Umfang gewonnen. Er begrüßte die beiden Frauen und durchmaß in seinen blank polierten Stiefeln das Zimmer. Kurz ruckte er den Stehkragen seiner Uniformjacke zurecht und strich über die linke Epaulette, die auf seiner Schulter saß, bevor er am Kopfende der zu großen Tafel Platz nahm. Abwartend blickte er zu Johanna hinüber.

»Auf die Beförderung«, sagte sie rasch und hob den Kristallkelch, in dessen Kanten sich die tausend Lichter des Kronleuchters spiegelten. Der neue Luxus war noch immer ungewohnt für Luise; in ihrem Elternhaus war es eher bescheiden zugegangen. Doch ihr Schwager hatte es zu etwas gebracht, und ab heute war er Geheimer Finanzrat der Bezirksregierung in Frankfurt an der Oder. Damit gehöre er zum verlängerten Arm der Kamarilla, dem inoffiziellen, aber sehr einflussreichen Beraterkreis um den König, hatte er erklärt.

»Sie haben eine gute Wahl getroffen«, sagte Gotthilf zu-

frieden, nachdem sie die Gläser hatten klingen lassen, und Luise erinnerte sich daran, dass er für seine Errungenschaften hart gearbeitet hatte, um seine Selbstgefälligkeit besser ertragen zu können. Als er ein Kind war, hatten seine eigenen Eltern ihn weggegeben, weil sie ihn nicht hatten ernähren können. Ihm war nichts in den Schoß gefallen, weder der Abschluss an der Universität noch die Villa mit dem Rosengarten.

Eine Weile war nur das leise Schaben des Bestecks im Raum zu hören, dann räusperte Johanna sich. »Marie hat heute geschrieben. Offenbar haben die Fröbels vor einigen Jahren eine eigene Schule gegründet. Es war wohl Friedrichs Idee, und sein Bruder Christian, der ja damals in Osterode unser Nachbar war, ist ihm mit Frau und Kindern gefolgt. Dort soll alles ganz anders sein.«

»Anders? Inwiefern?«, fragte Gotthilf kauend.

»Genau weiß ich es nicht. Aber sie sind offenbar weniger streng. Zudem gibt es ungewöhnliche Fächer, die auch anders unterrichtet werden.«

»Ts, was für ein Unfug. Die werden ja sehen, wohin das führt, bald werden die Bälger ihnen auf der Nase herumtanzen.« Er schüttelte den Kopf und schob sich ein weiteres Stück Fleisch in den Mund, obwohl er den letzten Bissen noch nicht geschluckt hatte. »Das reinste Proletarierpack zieht man sich so heran. Ihr beide meidet die großen Städte ja, aber ich war erst neulich wieder in Berlin. Das müsstet ihr sehen, die Arbeiterkinder ziehen dort wie die Ratten durch die Straßen. Ungewaschen, und die Kleidung starrt vor

Dreck. Klauen wie die Raben und stehen ihren Eltern im Fluchen in nichts nach ... Widerwärtig ist das!«

Allein bei dem Gedanken an eine Großstadt wurde Luise ganz anders, und sie hielt mit dem Essen inne. Sie war in einem beschaulichen Örtchen im Harz aufgewachsen, umgeben von Hügeln und dichten Wäldern; die großen Städte mit ihrem Lärm und all den Fuhrwerken und Kutschen hatten ihr stets Angst gemacht. In ihrer Heimat kannte sie die Bauern, den Schmied, den Schuhmacher und die Besitzerin des Dorfladens mit Namen. Jedes Kind konnte sie einer Familie zuordnen, und es war üblich gewesen, dass jeder ein Auge auf die Kinder hatte, damit nichts passierte. Wenn sie sich nun vorstellte, dass in einer Großstadt sogar die Kinder keine harmlosen Geschöpfe mehr waren, sondern eher kleine Kriminelle, schnürte sich ihr die Kehle zu. Hatten sie denn niemanden, der sich um sie kümmerte?

Das Herz wurde ihr schwer vor Mitgefühl und Kummer. Am liebsten wäre sie selbst hingefahren, um zu helfen, doch diesen Schritt wagte sie nicht. Sie wusste, inmitten rauchender Fabrikschlote und Raufereien zwischen Trunkenbolden würde sie sich nicht behaupten können.

»Das ist es ja«, Johanna griff nach der Servierschüssel mit den Erbsen, »offenbar besteht die Schule schon einige Jahre, und ... es scheint zu funktionieren. Dabei verzichtet man dort sogar auf die Prügelstrafe!«

Gotthilf schüttelte missbilligend den Kopf, während Lui-ses Gabel mit der aufgespießten Kartoffel zurück zum Teller sank. Sie wollte etwas sagen, doch Gotthilf war schneller.

»Unverantwortlich! Es ist unsere Aufgabe, die Kinder auf

den richtigen Weg zu bringen. Ich mag mir kaum vorstellen, was für Satansbraten diese Schule hervorbringt.«

»Also Marie klang wirklich recht angetan. Die Kinder sollen sehr selbstständig sein. Und ich dachte, dass vielleicht Otto und Conrad ...«

Er ließ sie den Satz nicht beenden. »Heilige Mutter Gottes! Bist du nicht mehr bei Sinnen? Nach der Primarstufe werden sie wie geplant das Königliche Gymnasium in Potsdam besuchen. Etwas anderes kommt nicht infrage. Es ist schlimm genug, dass du mit diesen Personen offenbar bekannt bist!« Seine Miene wirkte, als habe er Sorge, die schandhafte Bekanntschaft könne jeden Moment auf ihn überspringen. »Wolltest du etwas sagen?«, wandte er sich dann an Luise, die rasch das Besteck ablegte. »Ich ... ich habe nur überlegt, ob man nicht zunächst schauen sollte, wie die Zöglinge sich entwickeln, bevor man urteilt.«

Er warf ihr einen Blick zu, mit dem Erwachsene sonst nur Kinder bedenken, wenn diese etwas Törichtes von sich geben haben, das aber doch eine Spur Niedlichkeit enthält. So wie sie und Johanna neulich, als Conrad gesagt hatte, dass er sich wie ein Pechvogel freue.

»Du weißt ja nicht, wovon du da sprichst.«

Um ruhig zu bleiben, konzentrierte Luise sich auf ihren Teller. Zählte die Kartoffeln und überlegte, wie viele Stücke sie aus dem verbliebenen Fleisch schneiden könnte. »Vielleicht gehe ich sie einmal besuchen. Es wäre schön, Albertine und Emilie wiederzusehen.« Sie hatte damals gern mit Christian Fröbels Töchtern gespielt, obwohl diese etwas älter waren als sie selbst. Gemeinsam hatten sie Kaulquappen gefangen und

Eicheln für die Pferde gesammelt. Ob sie sich daran noch erinnerten? »Sobald auch für Conrad die Schule beginnt, könnt ihr mich gewiss für ein paar Tage entbehren?«

Gotthilf schnaubte. »Du bist schon lange nicht mehr unentbehrlich.«

Der Griff der Gabel bohrte sich in Luises Handballen und gab doch keinen Halt. »Was willst du damit sagen?«

»Nichts.« Johannas Stimme war ungewöhnlich scharf, so wie der Blick, den sie ihrem Gatten zu warf. »Du bist hier immer willkommen.«

Willkommen? Luise wollte nicht *willkommen* sein, nicht höflich geduldet werden. Sie wollte *gebraucht* werden. Bisher war sie sich sicher gewesen, dass dem so war, dass man sie hier schätzte. Nicht Gotthilf und Johanna, aber ihr Verhältnis zu Conrad und Otto war in den vergangenen Jahren noch inriger geworden. Sie konnte sich ein Leben ohne die beiden kaum mehr vorstellen.

»Was bringt es denn, um den heißen Brei herumzureden, Hanna? Spätestens seit unserer Heirat bist du die Mutter von Conrad und Otto, und Luise kann tun und lassen, was ihr gefällt. Wenn sie darauf besteht, eine anarchistische Schule, die nichts als hirnverweichlende Bildung bietet, zu besuchen, soll sie dies gerne tun.« Er lächelte seine Frau an. »Doch selbstredend kann ich dies nicht akzeptieren, solange sie Teil unseres Haushalts ist. So weit kommt es noch, dass das Personal mir die nächste Beförderung verpatzt.«

Luise schluckte. Die Luft hatte plötzlich an Konsistenz gewonnen, drückte auf ihre Lungen und verhinderte offenbar auch jegliche Bewegung ihrer Schwester. Nur Gotthilf se-

zierte mühelos das nächste Stück Fleisch und führte es zum Mund, wo er es mit zur Seite geneigtem Kopf genüsslich kaute. Was denken? Worüber am meisten erschüttert sein? Die harschen Worte? Die schnelle Verurteilung? Die Beleidigung? Die unverhohlene Drohung?

Denk an die Kinder, rief ihr Herz. Richtig, die Kinder waren das Wichtigste. Sie konnte sie nicht im Stich lassen. Johanna liebte sie ebenso, aber um einen Menschen wie Gotthilf auszugleichen, konnte es kaum genügend gute Seelen geben. Sie musste seine Worte hinunterschlucken, durfte sie nicht weiter auf sich wirken lassen, wenn sie bleiben wollte. Sie zwang sich, die Gabel wieder aufzunehmen, um zumindest äußerlich ruhig und gesittet zu bleiben. Das stachelige »Schon in Ordnung«, das hervorzupressen ihr gelang, kratzte an ihrem Kehlkopf.

Spät am Abend klopfte es an der Tür zu Luises Kammer. So zart, dass es nur Johanna sein konnte. Außerdem schliefen die Kinder um diese Zeit längst. Luise legte ihr Buch auf den Schreibtisch und bat die Besucherin herein. Ihre Schwester zog sich einen Stuhl zu ihr heran und legte Luise die Hand auf den Arm. Sie fühlte sich warm und weich an wie der Bauch einer Katze. »Du weißt, dass er es nicht so gemeint hat?«

Luise nickte. Auch wenn sie beide wussten, dass es nicht stimmte.

»Im Winter werden wir wieder zusammen am Kaminfeuer stricken«, malte Johanna ihr ihre gemeinsame Zukunft aus, als müsse sie sie dennoch überzeugen. »Im Frühling kümmern wir uns um die Gemüsebeete, und im Sommer

lesen wir uns unter dem Apfelbaum vor. So wie früher, zu Hause.«

Luise nickte abermals. Es war eine schöne Kindheit gewesen, sehr behütet.

»Dann ... dann bleibst du also?«

Luise drückte die Hand ihrer Schwester. »Aber natürlich.«

Eine Stunde später wollte sie das Licht löschen, als ein zackigeres Klopfen ertönte. Gotthilf trat ein, ohne ein Herein abzuwarten. »Ich hab mir die Sache durch den Kopf gehen lassen.« Luise bot ihm einen Platz an, doch er blieb stehen.

Luise sah ihn abwartend an.

»Ich weiß es sehr zu schätzen, was du für uns getan hast, aber im Grunde ...« Er sah zur Tür.

Im Grunde wurde sie hier nicht länger gebraucht. Die Luft wurde wieder zu dick zum Atmen, passte nicht mehr in ihre Lunge. Luise erhob sich zittrig. »Wenn es darum geht, was ich beim Essen gesagt habe ...«

»Nein. Nein, das ist es nicht. Ich will dich auch gar nicht an die Luft setzen, es ist nur ...«

Zwei Frauen sind eine zu viel.

»Du hast ein großes Haus, ein Anwesen eher. Ich muss mich nicht ausschließlich um die Kinder kümmern. Du weißt, dass ich auch vor Besen und Kehrblech nicht zurück-schrecke. Und vergiss den Garten nicht! Ich bin hier durchaus kundig.« Unzählige Stunden hatte sie mit Johanna früher im heimischen Garten verbracht, Unkraut gezupft, Büsche beschnitten, Radieschen und Gurken ausgesät. Und es war ihr stets eine Freude gewesen.

Gotthilfs fleischiger Arm fuhr durch die Luft, als er sich

die schütteren Haare zurückstrich. »Du passt nicht hierher, Luise. Hast eine andere Art zu denken. Wenn du Johannas Wesen hättest, könnte ich auch dich auf den rechten Weg lenken, aber trotz deiner Zaghafigkeit birgst du einen so sturen Kern in dir, dass er sich immer wieder Bahn bricht.«

Was er vorhatte, durfte nicht geschehen. »Bitte, Gotthilf. Es tut mir aufrichtig leid, was ich heute Abend gesagt habe. Wenn du sagst, dass diese freie Schule nicht gut ist, glaube ich dir. Du hast immerhin studiert, ich habe nur die Volkschule besucht und hab von derlei Dingen keine Ahnung.« Sie würgte die Worte aus, hoffte, dass ihr Widerwillen nicht hindurchschien. Wenn es nötig war, würde sie sich ihm sogar flehend zu Füßen werfen. Alles. Wenn sie nur bleiben durfte. Sie liebte die Kinder wie ihre eigenen und konnte den Gedanken nicht ertragen, dass sie in Zukunft ohne diese fast mütterliche Liebe sein sollten. Doch der Entschluss ihres Schwagers stand fest. Er wandte sich zur Tür und blickte sie, schon mit der Klinke in der Hand, noch einmal an. »Ich gebe dir einen Monat. Mitte Juli will ich dich hier nicht mehr sehen.«

Kapitel 4

Oberweißbach im Thüringer Wald, 1790

Ich glaubte mich verhört zu haben, als Vater mir im Garten die Neuigkeiten überbrachte. Ich hatte gerade den neusten Fund für meine Sammlung, einen Mandelstein oder Melaphyr, in dem Teich gewaschen, den ich im vergangenen Jahr angelegt hatte. Direkt hinter dem Haselnussstrauch. Der neue Schatz hatte mich fasziniert, vielleicht hatte ich deswegen nicht richtig zugehört. Langsam richtete ich mich auf und sah meinen Vater an. Doch tatsächlich – es war kein Missverständnis.

Meine Hand versuchte unwillkürlich, den Stein darin zusammenzupressen. Ich wusste, man widersprach seinem Vater nicht, stellte elterliche Entscheidungen nicht infrage. Verhielt sich eher wie die Steine meiner Sammlung. Aber ich musste es wissen.

»Warum?«

Seine Lippen wurden schmal. Sein Sohn maßte sich etwas an. Mal wieder.

»Die Ausbildung dort ist besser. Ich kenne den Direktor«, war seine knappe Antwort. Damit war das Thema beendet.

Womöglich würde es sogar nett werden, hatte ich mir

in den kommenden Tagen einzureden versucht. Hatte ich nicht schon immer Spielkameraden haben wollen, mit denen ich durch die Natur streifen und neue Steinfunde würdigen konnte?

Doch als mich nun fünfzig Augenpaare zwischen akkuraten Flechfrisuren verdutzt anstarren, fühle ich mich wie aus einem Kuckucksei geschlüpft. Ich gehöre hier nicht hin. Das ist offensichtlich.

Der einzige Junge in einer Mädchenschule.

»Das ist Friedrich, euer neuer Mitschüler«, sagt der Lehrer und legt mir eine Hand auf die Schulter.

Die meisten Mädchen blicken zu Boden, doch vereinzelte lassen mich kaum aus den Augen, während sie tuscheln. Mitte drin ein freundliches Gesicht. Pia. Sie hat mich auch im Dorfladen schon einmal angelächelt. Die nimmt es mit den Regeln nicht so genau, das weiß ich. Im vergangenen Jahr hat sie dem Metzger sogar einmal die Zunge herausgestreckt. Drei Wochen hat man sie danach nicht mehr im Dorf gesehen.

Vielleicht könnte ich neben ihr sitzen? Sie müsste so alt sein wie ich. Und womöglich kann sie sich für den Unterschied zwischen einem Quarz-Anorthosit und einem Alkali-Diorit begeistern?

Der Lehrer schiebt mich nun sanft nach vorne. Fast wäre ich zusammengeschreckt, als er mich nun anspricht. »Du sitzt hier vorne, Friedrich.«

Ich zögere.

»Direkt bei mir«, setzt er hinzu.

Das Schlucken fällt mir schwer. Schon in der Kirche muss

ich abgesondert von der Gemeinde auf einem für mich ge-
zimmerten Bänkchen in der Sakristei sitzen. Die Mädchen in
den ersten beiden Reihen gehören alle zu den älteren Schüle-
rinnen, sie machen bald den Abschluss. Eine von ihnen ver-
dreht die Augen, so wie ich es von Traugott kenne.

Unsicher schaue ich in die hinteren Reihen, zu den Mäd-
chen in meinem Alter. Der Lehrer blickt mich entschuldig-
gend an. »Es war der ausdrückliche Wunsch deines Vaters,
damit du nichts verpasst.«

Ich senke den Kopf, die Gedanken zu schwer. Fortan bin
ich also ein doppelter Außenseiter: der einzige Junge und der
einzige Kleine zwischen den Großen.

»Er meint es gut mit dir«, erklärt der Lehrer, und ich nicke.

Kapitel 5

Keilhau, 1845

Ein Donnern in der Ferne riss Luise abermals aus dem Dämmerschlaf. Noch immer pochte der Regen gegen die schwarzen Scheiben der Postkutsche. Sie konnte nur beten, dass dies für ihre bevorstehende Zeit kein schlechtes Omen war. Das Gewitter und die Reaktion des Mitreisenden, der bis Erfurt mit ihr in der Kutsche gesessen hatte.

»Die Allgemeine deutsche Erziehungsanstalt in Keilhau?« Der geschniegelte Herr hatte die Nase gerümpft, sodass sich sein Oberlippchen verzog. »Was darf ich mir denn nun darunter vorstellen?«

Oje. Nicht noch mehr Zweifler. Die Wut auf Gotthilf hatte ihr zwar die Kraft für diesen Schritt gegeben, doch der Mut war nun fast aufgebraucht, nur mehr ein kleiner Rest war noch vorhanden.

»Es sind Bekannte von mir, die eine eigene Schule gegründet haben. Ich muss ehrlich gestehen, dass ich selbst noch nicht genau weiß, was mich erwartet. Es klang nur recht ... nett.«

Nett. In ihren Ohren klang all dies nun recht einfältig. Wegen einer so vagen Beschreibung nahm sie eine solche

Reise auf sich? War das nicht leichtsinnig? Auf ihre briefliche Nachfrage hin hatte sie eine Einladung erhalten, die Institution als Haushälterin zu unterstützen. Offenbar hatte die letzte vor kurzer Zeit gekündigt.

»Besonders erfolgreich kann sie ja nicht sein, sonst hätte ich gewiss schon einmal davon gehört.«

Entschieden klappte er die Zeitung wieder auf. Eine bessere Zerstreuung als eine Unterhaltung mit ihr.

Schlimmstenfalls kannst du wieder abreisen, sprach sie sich Mut zu. Doch wohin?

Gotthilf hatte mehr als deutlich gemacht, dass sie in seinem Hause nicht mehr erwünscht war. Nicht als Kindermädchen und auch sonst nicht. Der Abschied von den Kindern und Johanna war kein leichter gewesen. Am traurigsten hatte Conrad sie aus seinen weisen Augen angesehen, und es hatte sie viel Kraft gekostet, ihre eigenen Tränen zurückzuhalten. Auszuhalten, dass sie nicht mehr für ihn da sein konnte. Einzig ein selbst gehäkeltes Zebra hatte sie für ihn zurücklassen können. Die gestreiften Tiere hatten ihn bereits fasziniert, als er noch ein Kleinkind gewesen war und erstmals eines in einem Buch über exotische Tiere entdeckt hatte. Bipscha hatte er fasziniert gerufen, noch nicht in der Lage, das schwierige Wort über die Lippen zu bringen.

Luise hatte ihm eine Botschaft, die er nie vergessen sollte, auf einen kleinen Zettel geschrieben und sie in den Bauch des Tieres eingenäht. Er knisterte, wenn man das Tier an sich drückte, und sollte Conrad an den dunklen Tagen ein wenig trösten. »Das ist ein Kraft-Spender«, hatte sie ihm gesagt. Nichts sonst hatte sie für ihn tun können. Es waren nicht

ihre Kinder, und selbst wenn, hatte Gotthilf als Familienoberhaupt das Sagen. Sie hasste diese Ohnmacht.

Vielleicht würde sie zumindest aus der Ferne hilfreich sein können, falls die sonderbare Schule gute Ratschläge für den Umgang mit Kindern gab, die sie an Johanna weitergeben könnte? Womöglich würde Gotthilf sie annehmen, wenn er nicht wusste, woher sie stammten?

Seufzend gab sie sich dem Anblick der tiefgrünen Bäume und Wiesen hin, die in der Morgendämmerung an ihr vorüberzogen. Sie hatte das Gefühl, als sei selbst die Pflanzenwelt aktiver als sie.

Trübsinnig. Das war das Wort, das Luise als Erstes in den Kopf kam, als sie mit hölzernen Gliedern und leicht zerzauster Frisur in den frühen Morgenstunden aus der Kutsche stieg. Schwere Wolken hingen vor den Bergen, und die Häuser des Dörfchens sahen fahl aus; selbst die dicke Kirche in der Mitte des Dorfes hatte etwas Trostloses.

Zwischen all der Tristesse plötzlich ein herzliches Lächeln. »Luise.« Friedrich Fröbel wirkte mit seinen halblangen Haaren, dem aus der Form geratenen Hut und dem altmodischen, trotz des Wetters offen stehenden Mantel wie aus einer anderen Welt. Luise musste sich zusammenreißen, um ihn nicht anzustarren. Nie zuvor hatte sie einen Mann mit langen Haaren gesehen. Genau in der Mitte waren sie gescheitelt, wie sie sah, als er den Hut zog. Seine braunen Augen blickten nachdenklich, wissend und suchend zugleich. Ein bisschen wie die von Conrad. Seine Ohren standen ab, und die Nase lief spitz zu, aber sein warmes Lächeln machte

ihn dennoch sympathisch. Er trat etwas näher. »Wie unendlich viele Jahre durfte ich Ihr Antlitz nicht mehr erblicken?«

Nervös rückte Luise ihren Hut zurecht. Lachte vorsichtshalber. Seine altertümliche Sprache erinnerte sie an den Dorfpfarrer. Sie war nicht sicher, ob er tatsächlich erwartete, dass sie sich erinnerte, schließlich war sie erst zwei oder drei Jahre alt gewesen, als sie sich zuletzt begegnet waren. Es musste kurz vor seiner Heirat gewesen sein, mittlerweile war seine Frau allerdings schon seit vielen Jahren verstorben.

»Kommen Sie, ich bringe Sie zu unserer Schule.« Er wandte sich einem Pferdewagen zu, lief mehr, als dass er ging, und Luise hatte Schwierigkeiten, Schritt zu halten.

Das Schulgelände lag oben auf einem Hügel. Die Häuser des Dorfes duckten sich neben Büschen und Bäumen ins Tal. Luise sah sich neugierig um. Eine junge Frau, sie musste in Luises Alter sein, lief über den Hof und winkte ihnen ausgelaßen zu.

»Huhu, Fröbelchen!«, rief sie zu ihnen herüber und warf sich die rotblonden Locken über die Schulter. Friedrich hob kurz die Hand, wandte sich jedoch rasch wieder ab und steuerte ohne Erklärung auf einen zweistöckigen Bau mit steilem Satteldach und schmalem Giebel zu. »Das ist unsere Schule«, verkündete er stattdessen stolz und erklomm die Mitteltreppe. Luise folgte ihm zögerlich. Er ließ sie in ein Klassenzimmer nach dem anderen spähen, weitläufige Räume mit unglaublich großen Fenstern, in denen überraschend wenig Tische standen. So viel Platz und Licht für die jungen Menschen! Perplex sah sie Fröbel an. Hier verbrachte man